

Säuberungen“ der 1990er Jahre im früheren Jugoslawien. Die problematische Integration der Vertriebenen in Deutschland einerseits und die teilweise dramatischen Folgen für die Vertreibungsgebiete in den böhmischen Ländern andererseits sind allerdings bis heute in den Schulbüchern des jeweiligen Nachbarlandes noch weitgehend eine Fehlstelle.

Leipzig

Andreas R. Hofmann

Sinnstiftung durch Narration in Ost-Mittel-Europa. Geschichte – Literatur – Film. Hrsg. von Alfrun Kliems und Martina Winkler. (Geschichtswissenschaft und Geschichtskultur im 20. Jahrhundert, Bd. 7.) Akademische Verlagsanstalt. Leipzig 2005. 216 S.

Über die identitätsstiftende Funktion des Erzählens wurde in der Geschichtsschreibung zu Ostmitteleuropa bisher nur selten diskutiert, was um so überraschender ist, als gerade die Frage kollektiver Identitäten stets im Mittelpunkt der Forschung zu dieser Region standen. Deshalb schließt der von Alfrun Kliems und Martina Winkler herausgegebene Band, der literatur- und geschichtswissenschaftliche Ansätze zusammenbringt, eine wahrnehmbare Lücke in der konzeptuellen Diskussion. Die Herausgeberinnen verstehen zwar die Erzählung hauptsächlich in ihrer sinn- und ordnungsstiftenden Funktion, zugleich betonen sie aber ihren Charakter als mehrdimensionales Kommunikationsgefüge und unterscheiden damit den narratologischen Ansatz von der klassischen Ideengeschichte, die von der Metapher der „Wanderung“ großer Ideen ausgeht.

In den historiographischen Debatten der vergangenen Jahre wurde der Begriff der „Meistererzählung“, der auf die Wechselwirkungen zwischen sozialen und Herrschaftsverhältnissen sowie Narrationen verweist, mitunter fast inflationär gebraucht. Krijn Thijs unternimmt eine Analyse des Begriffes und geht dabei von der Ungenauigkeit der deutschen Übersetzung des *master narrative* als „Meistererzählung“ aus. Er unterscheidet drei Lesarten der Metapher des „*master*“, die auch drei verschiedene Bedeutungen des Begriffes mit sich brachten. Während die Interpretation als „Herr“ ein eindimensionales Verhältnis zwischen Herrschern und Beherrschten, eine „Herrenanzählung“, evoziert und, zweitens, die Deutung als „Maestro-Erzählung“ das konventionelle ideengeschichtliche Verständnis in sich birgt, plädiert Thijs für eine dritte Option, die den Fokus auf intertextuelle Hierarchieverhältnisse zwischen „Mustern“ und „Kopien“ verlegt und damit die Reproduktion, Variierung oder Subversion dominanter Großnarrative z.B. durch lokale Traditionen erfasst.

Martina Winkler arbeitet die narrative Grundstruktur der Synthesen von Nationalgeschichte anhand der Gegenüberstellung zu narrativen Strategien des Romans heraus. So findet die für Prosa typische Abwechslung der Erzählmodi zwischen auktorialer, neutraler und personaler Narration in der Nationalgeschichte nicht statt, dagegen überwiegt eine unpersonliche und scheinobjektive Erzählweise. Zum anderen unterscheidet sich die Nationalgeschichte vom Roman durch eine andere Zeitordnung: Während der Roman mit unterschiedlichen Zeiten operiert, bleibt dagegen die Geschichtsschreibung der linearen Zeitordnung treu. Der Beitrag macht somit wichtige, wenn auch nicht unbedingt überraschende Unterschiede deutlich, doch scheint der Narrativitätsansatz gerade dort fruchtbar, wo Gemeinsamkeiten zwischen Literatur und Geschichte bestehen. Diese sind nicht nur in konkreten narrativen Techniken, sondern auch auf der Ebene übergreifender Metaerzählungen zu suchen. Weiter wäre zu fragen, wie sich gerade die Nationalgeschichtsschreibung in ihrer narrativen Struktur von anderen Genres der Fachhistorie unterscheidet.

Wie Filme sowohl in ihrer narrativen als auch erinnerungsgeschichtlichen Dimension zu untersuchen sind, führt Juliane Brandt am Beispiel des ungarischen Films „Der Zeuge“ (1969) vor. Es handelt sich dabei um eine filmische Auseinandersetzung mit dem ungarischen Stalinismus, in welcher politische Großereignisse wie die Schauprozesse als auch das Leben der einfachen Menschen aus der Perspektive eines Pikaro-Helden erzählt

werden. Der Film stellt durch die Vorführung gesellschaftlicher Missstände sowie der eigensinnigen Strategien der „kleinen Leute“, mit den Machtstrukturen auf (ungewollt) subversive Weise umzugehen, eine Form der zeitgeschichtlichen Kritik dar.

Die unterschiedliche Behandlung der Traumata der jüngsten Vergangenheit durch Literatur und Geschichtsschreibung ist Gegenstand des Beitrags von Nicole Münnich, die sich mit dem Straflager Goli Otok, dem bedeutendsten Erinnerungsort der kommunistischen Herrschaft in Jugoslawien, befasst. Während sich Literatur und Film mit dem Thema seit 1980 intensiv beschäftigten und dabei eine kritische Alternative zur titoistischen Meistererzählung vom „antistalinistischen Weg“ boten, indem sie die Gewalterfahrung als einen fundamentalen Bestandteil der Diktatur darstellten, erfolgte eine historiografische Aufarbeitung nur zögerlich und inkonsequent, wie dies am Beispiel einiger Arbeiten gezeigt wird. Leider gelingt es der Autorin nicht, eine gemeinsame Ebene zur Untersuchung von literarischen und historiografischen Texten zu finden. Sie beschränkt sich auf die normative Beurteilung methodisch-quellenkritischer Unzulänglichkeiten der Geschichtswerke, während deren Erzählstrukturen weitgehend unbeleuchtet bleiben.

Fruchtbarer erscheint demgegenüber der Ansatz von Alfrun Kliems, die mehr auf Gemeinsamkeiten zwischen Roman und Geschichtsschreibung eingeht. Am Beispiel von drei „metahistorischen Romanen“ der tschechischen Literatur der 1970er Jahre beschreibt sie drei Typen geschichtspessimistischer Metaerzählungen, die trotz unterschiedlicher Entstehungskontexte (Exil, Samizdat, offizielle Literatur) Antwort auf allgemeine Probleme der Moderne suchten und dabei vordergründig ideologischen oder moralischen Doktrinen eine Absage erteilten. Kliems deutet sie als verschiedene Spielarten eines „revisionistischen Geschichtskonzepts“ und erreicht damit eine Untersuchungsebene, auf der eine vergleichende Betrachtung von Romanen und historiografischen Werken möglich ist. Dies gilt z.B. für die Umlenkung des Schwerpunktes auf „Nebenschauplätze“ und auf bisher marginalisierte Epochen – eine Tendenz, die auch in der Geschichtsschreibung Fuß fasst.

Ute Raßloff befasst sich mit der Frage, wie die linear-teleologische Erzählung der Geschichtsschreibung überwunden werden kann. Nicht jede Erzählung müsse teleologisch und linear sein, womit die Autorin gegen die Whitesche Gleichsetzung von Narration und Teleologie argumentiert. In Anlehnung an Bachtin plädiert sie für die historiografische Anwendung des für den modernen Roman typischen Erzählschemas der „Schwelle“, in welchem sich die Komplexität, Heterogenität und Ambivalenz der Erfahrung der Moderne erzählerisch ausdrücken lassen. So anregend dieser Vorschlag auch ist, die mögliche Umsetzung für die Geschichtsschreibung leuchtet nicht wirklich ein, auch weil die von der Autorin als Musterbeispiele genannten Geschichtswerke nur begrenzt überzeugen: So lässt sich István Bibós Essay über die osteuropäische Kleinstaaterie als eine linear-teleologische Meistererzählung lesen, die auf die „defizitäre“ Entwicklung Ostmitteleuropas zielt und diese der als Norm verstandenen westeuropäischen Staatlichkeit gegenüberstellt. Ähnlich ist auch in Carl Schorskes Buch über das Wien der Jahrhundertwende ein lineares Metanarrativ nicht zu übersehen, das vom Verfall des altösterreichischen Liberalismus handelt.

Insgesamt aber gibt der Band einen wichtigen Impuls für ein weiteres Nachdenken über die narrativen Grundlagen der Geschichtsschreibung zum östlichen Mitteleuropa. Die Stärke des Ansatzes scheint dabei vor allem im Bereich der Metaerzählungen, der übergreifenden Handlungsschemata und Zeitregime zu liegen. Dass dabei eine fundamentale Differenz zwischen den narrativen Methoden der Geschichte und des Romans trotz aller Annäherungsversuche weiter bestehen bleibt, liegt auf der Hand. So kann eine Nationalgeschichte nicht aus der Ich-Perspektive eines mittelalterlichen Bettlers erzählt werden – täte sie dies, hörte sie eben auf, eine Geschichtsschreibung zu sein und würde zum Roman. Wohl aber kann sie die Perspektive, die Subjektivität des Bettlers in ihre „unpersönliche“, „objektive“ Erzählung einbauen, und damit die Uneindeutigkeit, Brüchigkeit und Offenheit der Geschichte deutlich machen. Genau dies passiert aber in der Geschichtsschreibung

spätestens seit der Diskussion über die „neue Kultur- und Sozialgeschichte“ der 1980er Jahre, die auch in der Forschung zu Ostmitteleuropa ihre Spuren hinterlassen hat, wie auch die seit den 1990er Jahren geführte Debatte über Hybridität und Transnationalität.

Fraglich allerdings bleibt, ob eine solche Öffnung und Dezentrierung der Erzählung gleichsam eine nicht-teleologische Geschichte bedeutet. Wer identitätsstiftende Meistererzählungen zu dekonstruieren versucht, schafft zwangsweise neue, insofern ist eine gewisse Teleologie immer Voraussetzung jeder Geschichtsschreibung. Zugleich muss auch die reflektierende „Diskursivität“ der Geschichtsschreibung nicht unbedingt eine Schwächung der teleologischen Meistererzählungen bedeuten – so war auch die westdeutsche „Historische Sozialwissenschaft“ ihrem hohen Reflexionsgrad zum Trotz eine Metaerzählung der deutschen Nationalgeschichte, die auf eine Identitätsbildung zielte, wenn auch in kritischer Absicht. Die Abkehr von der sukzessiven Chronologie allein bedeutet noch lange kein nicht-lineares Narrativ – als solches wäre dann ja jede synchron angelegte oder vergleichende Studie zu betrachten. Das Problem liegt nicht in der Linearität und Zielgerichtetheit an sich, die doch, wenn auch implizit, eine Grundlage jeder Geschichtlichkeit zu sein scheint. Eine Geschichte der späten Habsburgermonarchie, die nicht das Wissen des Lesers über deren Untergang mit einbezieht und sich nur um die Schwelle etwa des Jahres 1900 drehen würde, wäre sicherlich nicht überzeugend. Dass man die moderne deutsch-polnisch-tschechische Geschichte immer mit dem Krieg und der Vertreibung und die Geschichte des Kommunismus mit 1989 im Kopf schreiben wird, ist richtig und ist gar nicht anders möglich. Wichtiger scheint eine Restrukturierung der linearen Narrative bezüglich der historischen Subjekte, der räumlichen wie zeitlichen Ökonomie und der mit ihnen verbundenen Exklusions- und Hierarchisierungsmechanismen zu sein. Man kann lineare Geschichten „dezentrieren“, indem man „Nebenschauplätze“, „unwichtige“ Perioden, „Sackgassen“ und marginalisierte Akteure in sie integriert. Die Hauptfrage ist daher wohl weniger, wie man Teleologie abschaffen, sondern wie man sie aufweichen kann: Wie sollen wir, wie können wir „weiche“ Meistererzählungen der ostmitteleuropäischen Geschichte schreiben? Der gelungene Sammelband gibt dazu reichlich Denkstoff.

Potsdam

Pavel Kolář

Archiwa i archiwalia górnośląskie. [Oberschlesische Archive und Archivalien.] Bd. 1. Hrsg. von Edward Długajczyk, Waław Gojniczek und Barbara Kalinowska-Wójcik. (Prace Naukowe Uniwersytetu Śląskiego w Katowicach, Bd. 2552.) Wydawnictwo Uniwersytetu Śląskiego. Katowice 2008. 172 S., zahlr. Abb.

Mit dem vorliegenden ersten Band wurde von der Abteilung für Archivkunde des Historischen Instituts der Schlesischen Universität (Uniwersytet Śląski) in Katowice/Kattowitz die erste eigene Publikationsreihe eröffnet, in deren Fokus eine etwas breiter angelegte ober-schlesische Archivkunde steht. Ziel der Herausgeber ist es, einerseits weniger bekannte Archivquellen zu edieren und andererseits Untersuchungen zur Geschichte des Archiv- und Kanzleiwesens in Oberschlesien, das heute teils in Polen, teils in der Tschechischen Republik liegt, zu präsentieren. Die vorliegende, als Sammelband konzipierte Publikation, die sowohl Quelleneditionen als auch Aufsätze enthält, besteht aus fünf Beiträgen, von denen einer in tschechischer, die restlichen vier in polnischer Sprache abgedruckt sind, und ist größtenteils dem Herzogtum Teschen gewidmet. Der zeitliche Rahmen reicht von der Frühen Neuzeit bis zur jüngsten Zeitgeschichte, wobei sich zwei Autoren mit jüdischen Quellen beschäftigen. Allen Beiträgen sind Zusammenfassungen in englischer und in deutscher Sprache beigegeben.

Im ersten Beitrag widmet sich Jiří Stibor (Opava/Troppau) dem Adel in den Matrikeln der katholischen Pfarrei Tierlitzko (Těrlicko, Cierlicko), die heute im westlichen, zur Tschechischen Republik gehörenden Teil des früheren Herzogtums Teschen liegt. Nach einer kurzen Einführung über die Geschichte und die gegenwärtige Situation der katholi-